

# Der Hausheilige

## Schiller-Traditionspflege und Schiller-Bestand im Deutschen Literaturarchiv Marbach\*

von Helmuth Mojem

Marbach am Neckar wäre der Welt unbekannt geblieben – und das völlig zu Recht –, wäre dort nicht seinerzeit Friedrich Schiller geboren worden. So aber ist der Name der Stadt, ähnlich wie bei Stratford-upon-Avon und William Shakespeare, untrennbar mit dem des Dichters verbunden, und die Stadt hat es verstanden, daraus Kapital zu schlagen. Man gründete den Marbacher, später den Schwäbischen Schillerverein (heute: Deutsche Schillergesellschaft), man errichtete ein Schiller-Denkmal, erbaute das Schiller-Nationalmuseum, schließlich das Deutsche Literaturarchiv. Dadurch hat die Welt neben Schiller einen zweiten Begriff, den sie mit Marbach assoziieren kann: das Deutsche Literaturarchiv, das sich als Quelleninstitut und Forschungseinrichtung mittlerweile internationaler Berühmtheit erfreut.

Obwohl das Literaturarchiv sich längst von Schiller emanzipiert hat, für die Epochen der Jahrhundertwende oder des Expressionismus, für Exilliteratur oder DDR-Literatur, für Verlagsarchive oder Philosophennachlässe und für vieles andere einsteht, obwohl also dieses Institut vornehmlich den Phänomenen der Moderne zugewandt ist, bleibt Schiller nach wie vor sein Hauspatron. Und trotz des Literaturmuseums der Moderne, trotz zahlloser Sonderausstellungen zu wichtigen Autoren, Themen und Problemstellungen der deutschen Literatur ist die Schiller-Dauerausstellung im Schiller-Nationalmuseum das Marbacher Markenzeichen geblieben, ist die vierjährige Zeit zwischen 2005 und 2009, als keine Schiller-Ausstellung dort zu sehen war, vom Publikum als so etwas wie ein Interregnum, als schreckliche kaiserlose Zeit empfunden worden. Galt früher doch sogar die Regel, dass in Schwaben eine Heirat erst dann richtig gültig war, wenn das Paar gemeinsam das Marbacher Schiller-Museum besucht hatte. Nun und andererseits, die baubedingte Museums-Schließung der letzten Jahre hat die Zahl der Eheschließungen in der Ludwigsburger Region nicht merklich beeinflusst, so dass man annehmen kann, dass auch die öffentliche Wahrnehmung des Marbacher Instituts als Schiller-Stätte allmählich schwächer wird. Jedoch bieten Jubiläumsjahre wie das eben verflossene beste Gelegenheiten, die Verhältnisse wieder durcheinander zu wirbeln und Kafka und Döblin, Heidegger und Jünger, Celan und Sebald, und wie sie alle heißen mögen, durch den bewährten Publikumsliebbling Schiller auf die Plätze zu verweisen. Man darf also gespannt sein auf die weitere Entwicklung des Öffentlichkeitsinteresses.

Paradoxerweise bleibt die Frage, ob man die Marbacher Institute denn wie althergebracht hauptsächlich als Schiller-Nationalmuseum und als schwäbisches Pantheon wahrnimmt oder doch eher als der Moderne gewidmete Forschungseinrichtung,

---

\* Leicht überarbeitete Fassung des am 11. März 2010 vor dem Historischen Verein gehaltenen Vortrags.

ziemlich losgelöst von der Tatsache, dass das Deutsche Literaturarchiv neben dem gegenständlichen und bildlichen Nachlass des Dichters und seiner Familie sowie Teilen seiner Bibliothek immerhin auch die größte Handschriftensammlung zu Schiller außerhalb des Weimarer Nachlasses beherbergt. Die Nachlassbestände der eben genannten Autoren des 20. Jahrhunderts sind in der Öffentlichkeit anscheinend präsenter als jene Schillers und vielleicht muss man sich als Archivar und Hüter von Schillers Nachlass erst einmal die Frage stellen lassen, weshalb dies eigentlich so ist. Und vielleicht ist gerade ein solches Jubeljahr, wie wir es gerade feierlich begangen haben, dazu angetan.

Gewöhnlich gedenkt man in Jubiläumsjahren der jeweiligen Geistesgröße eher frommen Herzens. Gelegentlich wird aber auch – mit provozierendem Unterton – das Problem aufgeworfen, was uns der zu Feiernde heute überhaupt noch zu sagen habe. In akademischen Kontexten oder auch in den Spalten des Feuilletons ist diese Frage nur rhetorisch gemeint und nicht weiter ernst zu nehmen; bei Leuten, die der Kultur und dem Kulturbetrieb etwas ferner stehen, gewinnt sie aber oft ihren eigentlichen Sinn und damit eine kompromisslose Schärfe zurück. Was soll uns also Schiller heute noch sagen und bedeuten?

Hier kann man sicherlich viel Allgemeines anführen. Stattdessen soll jedoch die Frage, wie angekündigt, ins Speziellere gewendet werden, ins Spezifische einer Perspektive, die zwar auch auf das Werk Schillers gerichtet ist, doch in ungleich konkreter Weise und obendrein auch noch die Person des Autors, seine biographischen Verhältnisse, sein Lebensumfeld umgreift: gemeint ist der Blickwinkel des Archivs. Also: Welchen gesellschaftlichen Nutzen hat es, den Nachlass eines Schriftstellers, die Manuskripte, Briefe, Lebenszeugnisse Schillers zu sammeln, mit großem Aufwand zu erhalten, zu ordnen und zu katalogisieren, ja für teures Geld durch einzelne neu auftauchende Stücke zu ergänzen?

Diese Form der Frage pflegt gegenüber der allgemeineren Fassung sowohl positivere als auch negativere Reaktionen hervorzurufen. Denn im Gegensatz zu dem nur schwierig qualifizierbaren geistigen Gehalt von Schillers Schriften geht es hier um begreifbares Papier, um eigenhändig geschriebene Manuskripte und Briefe, um historische Dokumente, also um etwas Dingliches, dem obendrein ein beträchtlicher materieller Wert zugesprochen wird, und das nicht etwa durch irgendwelche wirren Schöngeister, sondern durch kühl rechnende Geschäftsleute, durch den kapitalistischen Markt. Dass man dergleichen sammelt und sorgfältig aufbewahrt, vergleichbar etwa einem Aktienpaket, ist vielen einleuchtend. (In Klammern sei's gesagt, dass der Wert von Autographen sich auch nach Art der Aktienkurse verändern kann. Es gibt Autoren oder auch einzelne Schriftstücke, die Konjunktur haben, dramatische Einbrüche sind jedoch so gut wie ausgeschlossen, es handelt sich also, zumal in heutigen Zeiten, um eine verhältnismäßig sichere, allerdings auch konservative Geldanlage.)

Einsichtig ist bei dieser Angelegenheit aber auch die Kehrseite: dass es hier nämlich um Geld geht, und zwar um durchaus beträchtliche Summen. Denn die geistige Beschäftigung mit dem Werk Schillers hat den Vorteil, kaum etwas zu kosten, zumal wenn man sie mit dem finanziellen Bedarf anderer akademischer Disziplinen vergleicht. Bezeichnend ist hier die Anekdote von dem Germanistik-Professor, der von der Universität eine bessere Grundausstattung seines Instituts forderte und die gallige Antwort bekam, die Grundausstattung eines Philologen sei ein Bleistift und ein Hintern. Nun kann sich das Deutsche Literaturarchiv unzähliger Bleistifte und des

Sitzfleischs vieler Mitarbeiter rühmen; darüber hinaus verfügt man dort allerdings auch über umfangreiche Einrichtungen zur angemessenen Aufbewahrung der Dokumente, über aufwendige Instrumentarien zu ihrer Erschließung, kurz: es gibt eine gute Ausstattung, einen vergleichsweise anständigen Erwerbungssetat und obendrein funktionierende Beziehungen zu diversen Geldgebern. Wenn man dies bei Gelegenheit irgendeiner Führung durchs Archiv anklingen lässt, so steigt häufiger Misstrauen auf, manche Besucher fragen angelegentlich nach Einzelheiten der Finanzierung und unausgesprochen – in der Regel schützt einen eine gewisse Höflichkeit – steht die vorhin formulierte Frage im Raum: Wozu der ganze Aufwand? Hier tritt nun der nicht genug zu rühmende Fall ein, dass Politiker, Regierungsverantwortliche, Bürokraten einsichtiger sind als der sprichwörtliche Mann von der Straße und dem Deutschen Literaturarchiv nach Möglichkeit die benötigten Mittel großzügig zuerkennen; bisher zumindest war dies immer der Fall, obwohl die Zeiten bekanntlich, sehr wohl auch für Marbach, härter geworden sind.

Damit ist jedoch der Generalverdacht angedeutet, unter dem alles Tun und Treiben auf der Schillerhöhe steht, und wenn er sich auch zumeist nur verhöhlen oder unter dem Vorzeichen des Laientums äußert, so tritt ihm die Argumentation mancher Fachleute zur Seite, die aus ganz anderer Richtung eine zweite gedankliche Front gegen das Literaturarchivwesen aufbauen. Schiller besitzt, anders als viele andere im Deutschen Literaturarchiv vertretene Autoren, zumal solche der neueren Zeit, mit der von Marbach und Weimar gemeinsam herausgegebenen so genannten Nationalausgabe eine der umfangreichsten und gründlichsten historisch-kritischen Ausgaben der deutschen Literatur. In den etwa 50 großformatigen und dickleibigen Bänden sind nicht nur sämtliche Schriften Schillers in allen möglichen Varianten und Fassungen abgedruckt, dort finden sich auch die von ihm geschriebenen ebenso wie die an ihn gerichteten Briefe, ja selbst Lebenszeugnisse werden präsentiert – was soll also, so laut der fachlich fundierte Einwand, die aufwendige Archivierung der Originaldokumente, wenn ohnehin all das in gedruckter Form vorliegt und damit jedermann viel leichter zugänglich ist?

Nun soll es aber genug sein mit der Rolle des *Advocatus Diaboli*, an ihre Stelle trete das unverhohlene Eigenlob: Wozu und zu welchem Ende gibt es das Literaturarchiv und seine Schiller-Hinterlassenschaften?

Nun, um mit einem Paradox anzufangen, damit Schillers Handschriften unter die Leute gebracht werden. Denn im Gegensatz zu der landläufigen Meinung vom verstaubten, mit altem Papier vollgestopften Geistesbunker, aus dem die meisten Interessierten ausgeschlossen sind, bemüht sich das Archiv durchaus darum, seine Besitztümer zu erschließen, zu ordnen, zu verzeichnen, darüber hinaus aber auch darum, sie zu publizieren und damit öffentlich zu machen. Jenseits der schon seit Jahrzehnten bestehenden Betreuung der vorhin erwähnten Schiller-Nationalausgabe sind im letzten Jahr sämtliche Schiller-Handschriften des Deutschen Literaturarchivs ans Licht der Welt gebracht – früher hätte man wahrscheinlich gesagt: aus gegebenem Anlass dem deutschen Volk zum Geschenk gemacht worden –, und zwar als frei zugängliche Digitalisate, die an die elektronischen Katalogaufnahmen dieser Schiller-Handschriften angehängt wurden. Somit kann jeder Mensch weltweit die Manuskripte Schillers aus Marbacher Besitz betrachten, lesen, studieren – vorausgesetzt, er vermag den elektronischen Katalog zu handhaben und vorausgesetzt, er kommt mit Schillers Handschrift zurecht bzw. legt einen passenden Druck daneben. Wer dazu in der Lage ist, dem öffnet sich ein literaturgeschichtliches Panorama, der

kann Schillers Briefstil nachempfinden, nicht nur vom Wortlaut her, sondern anhand der Realien auch von der Anmutung des Schriftbildes her, der kann sich bei Gelegenheit von Schillers Wechsel in den damals üblichen Zahlungsverkehr vertiefen, der kann schließlich an den heute überlieferten Schiller-Manuskriptschnipseln die Schicksale nachvollziehen, die diesen Manuskripten im Familienkreis widerfuhr.

Doch scheint eine solche Öffentlich-Machung der Schiller-Handschriften, abgesehen davon, dass sie die Neugier der Leser befriedigt oder ihnen beim Betrachten der Manuskripte ästhetisches Vergnügen bereitet, die Aufbewahrung der Originale im Archiv jedoch erst recht überflüssig zu machen, da nun ja jeder mittels moderner Technik die Handschriften selbst vor Augen hat, sie wissenschaftlich, ästhetisch, laienhaft-staunend untersuchen kann, das unikale Stück selbst somit schlichtweg obsolet wird.

Ohne hier weiter auf Walter Benjamin und seine Abhandlung von der technischen Reproduzierbarkeit des Kunstwerks eingehen zu wollen, soll nun doch der Begriff der Aura ins Spiel kommen. Es sind dies immerhin Blätter, die Schiller selbst vor Augen hatte, auf denen seine Hand ruhte – Berührungsreliquien aus der Sphäre der Poesie gewissermaßen, die die Signatur des Kunstwerks nicht nur auf sich, sondern auch in sich tragen, auf eine Weise, die der noch so genauen Reproduktion auf einem Bildschirm ganz und gar nicht innewohnt. Ja, es ergibt sich sogar die paradoxe Situation, dass ein Original um so kostbarer, ehrfurchtgebietender und im wahrsten Sinne des Wortes einzigartiger erscheint, je häufiger es reproduziert wird. Man denke an die Besucherströme bei Kunstausstellungen, in denen ebenjene Gemälde gezeigt werden, die massenhaft in Katalogen, Bildbänden oder neuerdings auch im Internet besichtigt werden können. Diese Originale zu bewahren, zu konservieren und gelegentlich zu präsentieren ist eine genuine und fortwährende Aufgabe des Archivs.

Denjenigen, denen dieses Argument zu verstiegen-poetisch, zu wenig handfest erscheint, sei wiederum entgegengehalten, dass allein die Digitalisierung der Marbacher Schiller-Handschriften (etwas weniger als 2000 Aufnahmen) beträchtliche Kosten und beträchtlichen Aufwand nötig machte und überhaupt nur möglich war, weil dieser Schiller-Bestand seit Jahrzehnten genauestens geordnet und katalogisiert ist. Denn bei dem Stichwort »Digitalisierung« denken die meisten nur an die heutzutage selbstverständlich verfügbaren technischen Möglichkeiten des Scannens, nicht aber daran, dass man in einer Bilderflut auch nur von 2000 Aufnahmen ohne genaue Ablage, Verzeichnung und Struktur völlig orientierungslos ist, was die ganze Digitalisierungs-Herrlichkeit sehr schnell nutzlos und zur bloßen Spielerei macht. Nun liegen im Deutschen Literaturarchiv Millionen und Abermillionen von Blättern, die zu digitalisieren und zwar in einer Weise, dass man damit systematisch arbeiten kann, ein Ding der Unmöglichkeit sein dürfte. Auch hier führt also an der Bewahrung, Konservierung und Erschließung der Originale kein Weg vorbei.

Und schließlich noch ein fachspezifisches Argument. Jeder Editionsphilologe würde bei der vorhin uneigentlich eingenommenen abschätzigen Sicht auf die Originalhandschriften schmerzlich zusammensucken, bleibt doch das Manuskript nach wie vor nicht nur sein tägliches Brot, sondern auch die Grundlage aller Literaturwissenschaft. Denn – das lehrt die Geschichte der Philologie – es gibt keine endgültig etablierten Texte. Die Methoden und Paradigmen der Editionswissenschaft ändern sich mit den Zeitläuften, Werkausgaben erscheinen alsbald überholt, und zwar keinesfalls bloß wegen ihres Kommentars, sondern auch wegen ihrer Form der Textdarbietung. Das beste Beispiel liefert die Schillersche Nationalausgabe, die 1941, also noch während

des Zweiten Weltkriegs im Schiller-Nationalmuseum begonnen wurde und demnächst abgeschlossen sein soll. Doch sind schon einzelne Bände vorgemerkt, die neu ediert werden sollen, da sie den heutigen wissenschaftlichen Ansprüchen nicht mehr genügen – sei es, dass neue Textzeugen aufgetaucht sind, dass uns mittlerweile unzulässig erscheinende Mischtexte dargeboten wurden und was es an editionsphilologischen Grundsatzfragen noch mehr gibt. Dergleichen findet sich selbstverständlich auch bei anderen Autoren; die Fehden auf dem Feld der Editionswissenschaften in Sachen Kleist, Hölderlin oder Celan, wo es jeweils konkurrierende Ausgaben gibt, sprechen für sich.

Bewahrung und Vervielfältigung der im Archiv liegenden Handschriften sind also keinesfalls eine Alternative, vielmehr ist beides im produktiven Zusammenspiel genuine Aufgabe der institutionell bestellten Nachlassverwalter. Oft wird schlicht übersehen, dass in einem Archiv von solcher Größe – und das Marbacher Literaturarchiv ist mit weitem Abstand das größte einschlägige Institut für die deutsche Literatur – zahllose nicht publizierte und im Grunde auch gar nicht publizierbare Dokumente liegen, die gleichwohl punktuell für die Forschung von Interesse sind. Denn durch die schiere Menge an Material ergeben sich unzählige Querverbindungen, Bezüge und Konnexe, die letztlich jenes Netz entstehen lassen, das heutzutage metaphorisch so gern bemüht wird, sagen wir also lieber: jenes Beziehungsgeflecht, in dem sich auch kleinste Fakten und Ereignisse der Literaturgeschichte verfangen.

Doch um wieder konkret zu werden: In Marbach wird seit über hundert Jahren kontinuierlich Schiller gesammelt, Handschriften, Bücher, Dokumente, Zeitungsausschnitte, Bilder, Gegenständliches usw., und dieses heterogene Ensemble steht der Forschung in toto für ihre Arbeit zur Verfügung. Zu den Handschriften wurde ja schon einiges gesagt; hier nur so viel, dass in Marbach eines der extrem raren Gedichtmanuskripte liegt, die Ballade »Der Graf von Habsburg«, zahlreiche Kleinhandschriften zu den Dramen, seien es Bruchstücke aus Vorarbeiten etwa zu »Wilhelm Tell«, seien es Fragmente aus unvollendet gebliebenen Manuskripten, etwa dem »Demetrius« oder den »Malthesern«, oder auch eine Gesamthandschrift des »Wallenstein« von Schreiberhand, in die Schiller zahlreiche Korrekturen eingetragen hat, so etwa die berühmte Sentenz vom Anfang der »Piccolomini«: »Spät kommt Ihr – Doch Ihr kommt! / Der weite Weg, Graf Isolan, entschuldigt Euer Säumen.« An Prosamanuskripten sind vor allem Stücke aus der Karlsschulzeit vorhanden, etwa die Krankenberichte über seinen Mitschüler Grammont, doch etwa auch die Rede über die Tugend, zusammengebunden mit einer Reihe weiterer ähnlicher Arbeiten seiner Mitschüler, die übrigens größtenteils unpubliziert sind.

Der Schwerpunkt des Marbacher Schiller-Bestands sind jedoch die Briefe. Diese können im Weimarer Nachlass allenfalls als Konzept oder als Abschrift überdauert haben, da sie von Schiller ja abgeschickt wurden. In Marbach hat man in kontinuierlicher Sammelarbeit zahlreiche Korrespondenzen aus vielerlei Nachlässen versammelt, darunter fast den kompletten Briefwechsel mit Schillers wichtigstem Freund Körner, aber auch Briefe an seinen Verleger Cotta, an Dannecker, an Goethe, an Schelling, an die verschiedenen Familienmitglieder usw. Bei den Briefen an Schiller finden sich gleichfalls illustre Namen: Fichte, Forster, Herder, Hölderlin, Humboldt, Schelling, Voß, Wieland, um nur die wichtigsten zu nennen. Dazu kommen Dokumente zu Schiller, Lebenszeugnisse im weitesten Sinn, die Papiere seiner Familienmitglieder, meist Korrespondenzen, seiner Eltern, seiner Kinder, seiner Geschwister etc.



Willard Gunt

Der Graf von Habsburg

Ballade

In Trauer in seiner Kaisertrauer,  
Im altbeständlichen Saal,  
Sah König Rudolfs feiliges Maass  
Lichte festlichen Lödnungsmaass.  
Die Krone hing der Pfalzgraf des Rhein,  
So schwebte der Kaiser des zehenden Rhein,  
Und alle die Mäster, die Sinnen,  
Hie der Name Eor im die Torun zu stellen  
Nun stand die gaffelich die Herrscher der Welt,  
Die Münd der Aentel zu stehen.

Manuskript der Ballade »Der Graf von Habsburg« (erste Seite).

Eine besondere Erwähnung verdienen hier noch die Faksimiles und Fälschungen. Da Schiller im 19. Jahrhundert der populärste deutsche Dichter war, erprobte man die Verfahren drucktechnischer Schriftreproduktion mit Vorliebe an seinen Autographen. Es gibt etliche solcher Faksimiles von Schillerschen Briefen, vereinzelt auch von Gedichten, keines davon erreichte jedoch so massenhafte Verbreitung wie jenes des Briefs an Christophine Rheinwald mit der Anrede »Theuerste Schwester« vom 6. November 1782, das jedes Vierteljahr mindestens einmal als echte Schiller-Handschrift angeboten wird. Daneben gibt es auch Fälschungen von Schiller-Manuskripten. Hier tat sich ein Weimarer Architekt namens Gerstenbergk hervor, der dieses Metier gewinnbringend betrieb, bis er aufflog und bestraft wurde – immerhin hat er erreicht, dass seine Fälschungen heute noch gesammelt werden, zu sehr viel moderateren Preisen übrigens, als es bei richtigen Schiller-Handschriften je der Fall sein könnte. Gerstenbergk trieb die Frechheit sogar so weit, dass er nicht nur Schiller-Briefe abschrieb und sie für Originalhandschriften ausgab, er erfand sogar neue Briefe, und vielleicht wäre es ein lohnendes Unterfangen, einmal eine Gerstenbergk-Edition zu veranstalten, um zu sehen, was man Mitte des 19. Jahrhunderts glaubte, Schiller unterschieben zu können.

Von allen diesen Handschriften-Arten – selbst den Fälschungen – versucht man in Marbach neu auftauchende Stücke hinzuzuerwerben, also Schnipsel aus den Dramen-Manuskripten oder den Vorarbeiten dazu, die im Extremfall auch schon mal sehr kleinformatig daherkommen können, oder Briefe, diese allerdings meist nur dann, wenn sie in der Nationalausgabe nicht nach der Originalhandschrift gedruckt werden konnten. Auch hier reicht die Spannweite von richtigen Schriftstücken bis hin zu bloßen Briefumschlägen. Sämtliche Stücke sollen in den geplanten Ergänzungsband der Nationalausgabe eingehen; meist werden sie schon davor in dem gleichfalls von Marbach aus herausgegebenen Schiller-Jahrbuch veröffentlicht.

Außer den Schiller-Handschriften verwahrt das Institut jedoch noch zahlreiche weitere Schiller-Dokumente, zum Beispiel Bücher aus seiner Bibliothek, die Rückschlüsse auf seine Lektüre zulassen, vielleicht sogar mit Annotationen und Randbemerkungen versehen sind wie das berühmte Exemplar von Kants »Kritik der Urteilskraft«. Oder aber unikale Drucke wie ein Exemplar der »Räuber« mit der verworfenen Vorrede und dem originalen Bogen B, die Schiller während des Drucks beide noch ausgetauscht hat. Oder Widmungsexemplare wie die neulich erworbene Erstausgabe der »Maria Stuart« mit Widmung an den Stuttgarter Kupferstecher Johann Gotthard Müller; die Dedikation erfolgte im Gegenzug für die Übersendung eines Müllerschen Stichs, der Schillers Weimarer Wohnzimmer zierte. Die Erwerbung dieses Buches war besonders erfreulich, da man seine Existenz rekonstruieren konnte, von der Widmung wusste, ohne sie freilich zu kennen, bis das Exemplar plötzlich nach zweihundertjährigem Verschollensein in einem Wiener Antiquariat auftauchte.

Schließlich besitzt Marbach noch den gegenständlichen Nachlass Schillers, also Kleidungsstücke, Dinge des täglichen Gebrauchs, Bilder, Erinnerungsstücke. Im Gegensatz zu den Handschriften, wo über ein Jahrhundert hinweg gesammelt wurde, handelt es sich hierbei tatsächlich um den Nachlass, der aus der Familie heraus ins Archiv gegeben wurde, allerdings in mehreren Abschnitten und jeweils aus verschiedenen Zweigen der Schillerschen Nachkommenschaft. Bereits im Jahr 1890 kam eine ganze Reihe von Familienporträts nach Marbach. Es sind dies Bildnisse von Schillers Eltern, von ihm selbst, von seinen Geschwistern und von seinen Kindern, einige davon gemalt von Ludovike Simanowitz, die dann den Grundstein für die heutige

In wenigen Augenblicken, die ich voriges Freitag  
nach zu Mittag in Herrn Gesellschaft zu  
traf, habe mir keine Gelegenheit verschafft  
Ihren das Vorlangen zu befragen, was ich  
sah, mit Ihnen in Verbindungen zu setzen,  
und Lofung von Ihnen da die Thalia zu  
erhalten. Die Thalia wird zwar mit  
Ihrem sehr ansehnlich, ich würde aber künftighin  
nicht willkürlich über zu nächsten Wochen  
mein Stück Almanach zuverfügen annehmen  
ich Sie um Ansicht zu ersuchen bitte. So wird  
Ihren nicht unangenehm sein, zu wissen, daß  
Sie in der Gesellschaft sehr aufmerksamen  
Betrachtungen sind, und daß, Mathiesen und  
wasfern andern von unterschiedenen Vorlesungen  
anwesend waren. Ihnen sind meine Freunde  
Peterßen meine besten Gesellschafter. Jena  
den 8. Sept. 1794.

Schiller.

05 76.3

Brief Schillers an Christian Ludwig Neuffer oder Carl Philipp Conz;  
Jena, 8. September 1794.



Simanowitz-Sammlung der Kunstabteilung bildeten. Diese Porträts stammen aus dem Besitz von Schillers ältestem Sohn Carl, der ganz im traditionellen Sinn des Familienoberhauptes die Ahnengalerie zu bewahren hatte. Im Zuge einer Erbschaftsstreitigkeit, die längere Zeit nach seinem Tode ausbrach, profitierte Marbach von der Uneinigkeit der verschiedenen Erben und konnte die Bilder für das damals noch gar nicht existierende Museum sichern.

Einige Jahre später gelang es, von den Nachkommen von Schillers Schwester Luise zahlreiche Erinnerungsstücke und Gebrauchsgegenstände zu erwerben. Dabei handelt es sich sowohl um Haushaltsware wie auch um Kleidungsstücke, um Andenken, Kuriositäten, Reliquien, so wie sie der Schiller-Kult des 19. Jahrhunderts erforderte und auch produzierte.

In den 1930er Jahren kam schließlich der Hauptteil des gegenständlichen Schiller-Nachlasses ins Haus. Dieser wurde bis dahin auf Schloss Greifenstein im Fränkischen bewahrt, dem Sitz von Schillers jüngster Tochter Emilie von Gleichen-Rußwurm. Sie und ihre Nachkommen hatten sich als Familienarchivare verstanden und Schillers



*Schillers »letzte Feder« und Federmesser.*

Hinterlassenschaft bewahrt, gehütet und auch durch Schenkungen und Zukäufe ergänzt. Der handschriftliche Nachlass des Dichters war schon vor 1900 nach Weimar gegangen, der gegenständliche Rest sollte in Schloss Greifenstein museal präsentiert werden. Nun wurde aber im Zuge der militärischen Aufrüstung des Dritten Reichs die Erweiterung eines Truppenübungsplatzes beschlossen und dieser Erweiterung fiel das geplante Schiller-Museum zum Opfer. Die Familie Gleichen-Rußwurm zog nach Baden-Baden um, wo kein Platz zur Lagerung und Präsentation des Schiller-Nachlasses war, so dass der Ausweg Marbach sich quasi von selbst anbot. Seither sieht man im Schiller-Nationalmuseum oder im Deutschen Literaturarchiv Schillers Schreibtisch, die Feder, mit der er unmittelbar vor seinem Lebensende geschrieben hat, Kleidungsstücke, Erinnerungsstücke und Haarlocken sonder Zahl. Dass die wenigsten davon – Echtheitsbestätigungen hin oder her – von Schiller stammen, tut nichts zur Sache; das ist bei den Körperreliquien der katholischen Kirche vermutlich auch nicht viel anders. In der Sammlung solcher »Dichterreliquien« von Schiller und anderen spiegelt sich die Andenkenkultur des 19. Jahrhunderts, und diese ist es in erster Linie, die in Marbach museal repräsentiert wird, weniger die Locken und Socken, die Federn und Schnupftabakdosen und was es dergleichen noch mehr gibt.

Selbstverständlich verraten diese Erinnerungsstücke aber auch viel über das biographische Umfeld Schillers, seine Lebens- und Zeitumstände, und ebenso – sofern es sich um Rezeptionszeugnisse handelt – etwas über seine phänomenale Wirkungsgeschichte.

Oder um ein seriöseres Beispiel für die archivgestützte Schiller-Forschung zu nennen. Für diese Wirkungsgeschichte Schillers im 19. Jahrhundert ist der so genannte Bild-diskurs von großer Wichtigkeit, also die Debatte um das Bild, das man sich im wahrsten Sinne des Wortes damals von Schiller machte. Zwei Darstellungen sind dabei von besonderer Bedeutung: die Büste Danneckers, die Schiller als Freiheitsheros in antikem Dekor zeigt, und das Stuttgarter Denkmal Thorvaldsens, das den Dichter »dantesk«, also nachdenklich und mit gesenktem Haupt auffasst. Um diese Denkmäler entbrannte eine Kontroverse. Man warf der Thorvaldsenschen Darstellung vor, das Schiller-Bild der Restaurationszeit zu verkörpern. Insbesondere geschah dies in einem anonymen Gedicht, das aber, eben weil der Verfasser unbekannt war, in der Schiller-Literatur nicht besonders ernst genommen wurde. Durch einen Fund in einem der entlegeneren Nachlässe kann man jetzt zweifelsfrei belegen, dass dieses Gedicht von Friedrich Theodor Vischer stammt, dem berühmten Linkshegelianer, der für das gesamte 19. Jahrhundert die Autorität schlechthin in Fragen der philosophischen Ästhetik war. Damit erhält auch die damalige polemische Argumentation gegen Thorvaldsen eine größere Tragweite und Dignität.

Dies alles ist wissenschaftlich von Interesse, stößt durchaus auf Gegenliebe des Marbacher Publikums, wenn dieses sich auch, wie gesagt, in der Regel mehr mit Heidegger und Celan als mit Schiller beschäftigt, nur leider nimmt die breitere Öffentlichkeit, die Allgemeinheit davon kaum Notiz – es müsste denn gerade eine besonders spektakuläre Neuerwerbung sein –, denn die Germanistik, die Literaturwissenschaft und damit auch die Literaturgeschichte, denen das Literaturarchiv ja im eigentlichen Sinn dient, besitzen leider kaum noch gesellschaftliche Relevanz. Die im 19. Jahrhundert ihnen noch fraglos zugesprochene Rolle einer Leitwissenschaft haben sie längst an diese oder jene Naturwissenschaft verloren. Wenn man also zu jenem eingangs angesprochenen gesellschaftlichen Nutzen zurückkehrt, der der Archivierung des Schiller-Nachlasses zugesprochen werden soll oder auch nicht, so



*Nachbildung (Metallstatuette) des  
Stuttgarter Schillerdenkmals, um 1905.*

scheint es damit eben doch nicht allzu weit her zu sein, denn die Archivbesucher setzen sich im Wesentlichen aus Spezialisten zusammen, aus graduierten Germanisten, aus Doktoranden, die ihren Forschungsprojekten mit Haut und Haaren verfallen sind, aus Professoren, die verbissen ihre Spezialprobleme verfolgen, kurz: aus Leuten, die Außenstehende vielleicht schnöde als Fachidioten bezeichnen würden.

Nun könnte man sich umgekehrt der Arroganz des Elfenbeinturms befleißigen und die kulturlose Masse beschimpfen, die nicht im mindesten bereit ist, sich geistig auf Sachverhalte einzulassen, die ihren von der Verblödungsmaschinerie des Fernsehens aufgeweichten Hirnen die geringste Anstrengung abverlangen würde. Man könnte eher elegisch konstatieren, dass die Epoche des Bildungsbürgertums endgültig vorbei ist und damit auch die Daseinsberechtigung solcher Einrichtungen wie der Marbacher Institute, die ja letztlich von dieser Schicht getragen wird, sehr in Frage stehe.

Dies alles könnte man tun, es wird auch getan, ja man ertappt sich zuzeiten selbst dabei, mal die eine, mal die andere Position einzunehmen und in Kulturpessimismus, Elitedenken oder Publikumsverachtung zu verfallen. Dabei könnte einen der schlichte Blick aufs »normale« Publikum eines Besseren belehren. Auf jenes Publikum, das sich in Massen drängt, wenn das Literaturarchiv etwa einen »Tag der offenen Tür« veranstaltet. Sicherlich spielt hier die sensationslüsterne Neugier mit, einen Blick hinter die Kulissen zu werfen, das anzuschauen, wozu man sonst keinen Zugang erhält. Man spürt bei den Besuchern jedoch auch die starke Faszination, die von den Originalen ausgeht und der sie bei durchaus ungleichem Vorwissen und Kenntnisstand erliegen. Und hier wirkt Schiller sowohl als Person wie auch durch sein fremdartigeres Zeitalter allemal stärker als die doch in vertrauterem Umfeld angesiedelten Autoren des 20. Jahrhunderts.

Wenn diese Besucher Stücke aus dem Nachlass Schillers betrachten – Handschriften, die, obzwar längst ediert, in der unmittelbaren Ansicht einen eigenen Reiz entfalten, Bücher, an sich durchaus bekannt, die Schiller besessen und in der Hand gehalten hat, Kleidungsstücke und Haarlocken, Büsten und Gemälde, Schreibfedern und historische Dokumente –, so erschließt sich ihnen ein ganz eigener Zugang zu Autor und Werk. Es handelt sich dabei nicht um Literatur selbst, die ja ihre eigenen Anziehungskräfte besitzt, aber von allen Formen der sekundären Beschäftigung mit Literatur ist der Weg über die originalen Werk- und Lebenszeugnisse des Autors der authentischste, ja manchmal vermag diese Art der Anschauung, von der schieren Materialität zehrend, sich sogar zum Gegengewicht der künstlerisch-abstrakten Form von Literatur aufzuschwingen. Hier tritt der eingangs geforderte gesellschaftliche Nutzen, der mit der Aufbewahrung von Schillers Nachlass einhergehen soll, augenscheinlich zutage.

Das Archiv bietet gewissermaßen die Hintertür zu diesem geistigen Kosmos, und dies ist – wie man aus der Kriminalliteratur weiß – wahrlich nicht der uninteressantere Zugang zum Haus. Wer also nicht von vornherein Verzicht tun will auf die Bekanntheit mit einem großen Geist, mit einer interessanten Persönlichkeit, mit einer faszinierenden Epoche, der ist gut beraten, auch einmal diesen Weg zu wählen. Er fügt der bloßen Lektüre – die nach wie vor bei jeder Berührung mit Literatur und Literaturgeschichte das A und O der Sache darstellt, die aber auch ein rein geistig-abstrakter Vorgang ist – eine sinnlich erlebbare Komponente hinzu. Die aber gibt es nur im Archiv. Dazu abschließend noch ein Beispiel.

Den du hier siehst, das ist der Karl nicht mehr,  
Der in Alkala von dir Abschied nahm,  
Der sich vermaß in süßer Trunkenheit,  
Der Schöpfer eines neuen goldnen Alters  
In Spanien zu werden – O der Einfall  
War kindisch, aber göttlich schön. Vorbey  
Sind diese Träume. –

Der Karl, der nicht mehr in den revolutionär-utopischen Vorstellungen der Studienzeit schwelgt, ist der literarische Königsohn Don Karlos, und der Autor, der dessen nunmehrige Resignation in erhaben-schwungvolle Verse gegossen hat, Friedrich Schiller. Der späte Schiller wohlgemerkt, der Klassiker aus den Jahren nach 1800, denn dies ist die letzte Fassung der Passage aus dem Jugenddrama. Vormalis las es sich anders, weniger vom Inhalt als von der Formulierung her:

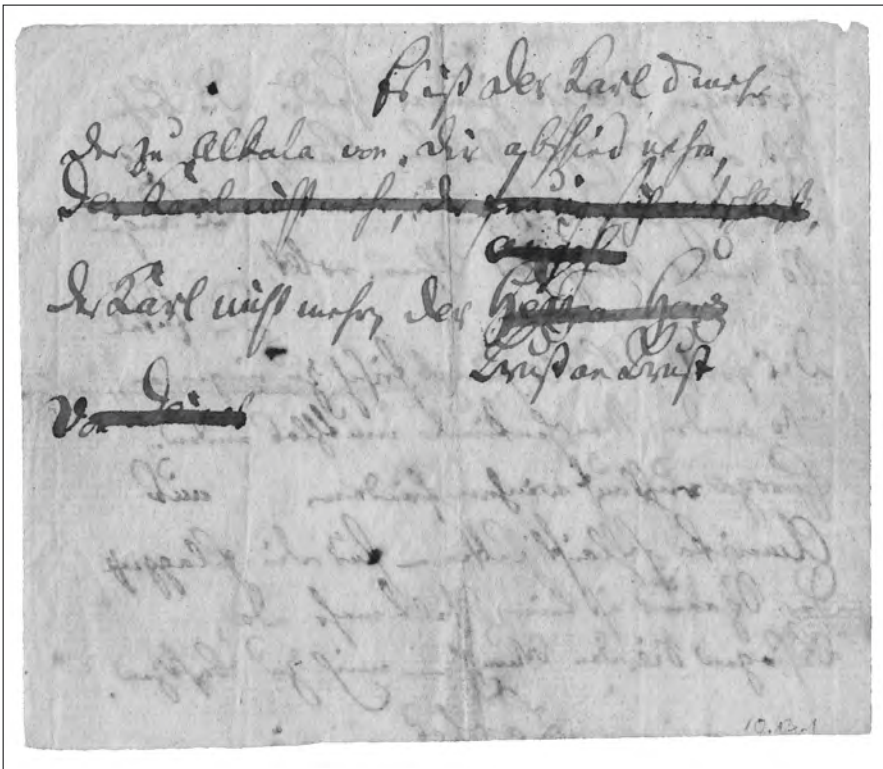
Den du hier siehst, das ist der Karl nicht mehr,  
der in Alkala von dir Abschied nahm,  
der Karl nicht mehr, der sich beherzt getraute,  
das Paradies dem Schöpfer abzusehn,  
und dermaleins als unumschränkter Fürst  
in Spanien zu pflanzen.

So lautet die ungeschliffenere Version der Stelle in der Erstausgabe des »Don Karlos« von 1787 und auch im zwei Jahre zuvor erfolgten Zeitschriftenvorabdruck in Schillers Journal »Thalia«. Zu dieser gut dokumentierten Variante gesellt sich nun eine weitere. Dem Deutschen Literaturarchiv ist kürzlich die Erwerbung eines unbekanntenen Schiller-Autographs gelungen, das die eigentliche Entstehung dieser Verse spiegelt, also eine Fassung enthält, die noch vor dem Erstdruck liegt. Dort heißt es:

Es ist der Karl nicht mehr  
Der zu Alkala von Dir Abschied nahm,  
~~Der Karl nicht mehr, der feurig sich entschloß,~~  
    ~~angeh-~~  
Der Karl nicht mehr, der ~~Herz an Herz~~  
    Brust an Brust  
Von Deines

Die Eingangsverse standen bei der Federansetzung wohl schon fest oder waren eben zu der (beinahe) endgültigen Form geronnen. Die dritte Zeile jedoch genügte dem Dichter nicht. Zunächst verwarf Schiller offenbar ihren Ausgang »feurig sich entschloß«, erwoh dann eine etwas unklare Alternative, die er aber noch während der Niederschrift durchstrich. Schließlich tilgte er, wohl der Übersichtlichkeit halber, den gesamten Vers, wiederholte seinen ersten Teil aber in einer neuen Zeile und ergänzte ihn mit der dann erneut gestrichenen Formulierung »Herz an Herz«, die danach zu »Brust an Brust« wurde. Der nachfolgende Vers brach augenscheinlich schon im Ansatz ab.

Eigentlich also ein Dokument des Scheiterns: Die Figurenrede bleibt unvollendet, bruchstückhaft; zwar ergibt sich ein vollständiger dritter Vers, doch führt von ihm



Entwurfshandschrift zu »Don Karlos«.

kein Weg weiter, auch ist er nicht bis in die gedruckte Fassung gelangt. Schiller hat wohl einen neuen Anlauf auf einem anderen (leider nicht erhaltenen) Blatt genommen, wo dann das den früheren Karl kennzeichnende utopische Streben nach Paradies und goldnem Zeitalter hinzukam. Im Ansatz ist es freilich auch hier schon zu erahnen, in der Formulierung »feurig sich entschloß«, die später zu »sich beherzt getraute« wurde, bis schließlich elegische Klassizität Platz griff: »Der sich vermaß in süßer Trunkenheit«. In dem Adverb »beherzt« der ersten Druckfassung hallt ein Echo des in der Handschrift gestrichenen »Herz an Herz«. Darüber hinaus stellt der sich hier mühsam bildende Vers eine Keimzelle der im Drucktext unmittelbar folgenden Eruption von Karlos dar: »Laß mich weinen, / an deinem Herzen heiße Thränen weinen, / du einz'ger Freund.« Die Journalfassung enthält dazu noch die verdeutlichende Szenenanweisung: »An Rodrigo's Busen sich lehrend«. Gemeint ist damit der Marquis Posa, der Studienfreund Karlos', dessen berühmte Forderung nach Gedankenfreiheit, die zur Signatur einer Epoche wurde, hier im Hintergrund steht. Denn Karlos gedenkt unmittelbar vor der handschriftlich erhaltenen Passage melancholisch jenes früheren, nun abgespaltenen Ichs, dem ebenjene Ideen vormals selbst zu eigen waren: »Auch mir hat einst von einem Karl geträumt, / dem's feurig durch die Wangen lief, wenn man / von Freiheit sprach.«



Das ist dann doch mehr als nur ein Dokument des Scheiterns. Von der Niederschrift, der Korrektur und der Neufassungen einzelner Verse, von der Entwicklung eines Gedankengangs im Kontext der Szenendisposition, ja von der Arbeit mit dem Wortmaterial her, das in neuen Formen und Kombinationen in benachbarte Verse diffundiert, erweist sich das Bruchstück als echte Entwurfshandschrift, als rare Gelegenheit, dem Autor beim Dichten über die Schulter zu schauen, einen Einblick in den schöpferischen Prozess zu tun, sowohl was inspirative, imaginative, wie auch, was handwerkliche Aspekte betrifft.

Solche Handschriften-Bruchstücke sind bei Schiller nicht ungewöhnlich. Seine Schwägerin und Nachlassverwalterin Caroline von Wolzogen trieb damit geradezu ein Devotionalienwesen, indem sie erhaltene Manuskripte zerschnitt und die Schnipsel an Verehrer oder Andenkenjäger weitergab. Doch betrifft dies in aller Regel Vorarbeiten zu »Demetrius« oder zu den »Malthesern«, gelegentlich auch zu »Wilhelm Tell«. Für die frühen Stücke Schillers sind solche Handschriftenfragmente sehr selten. Dieses stammt aus der Zeit vor 1785, als der Autor in etwa auf jener Altersstufe stand, der er später seinen maßlosen Vers widmen sollte: »Drey und zwanzig Jahre, / Und nichts für die Unsterblichkeit gethan!« Wie das Autograph des unsterblichen Dichteringlings seither überliefert wurde, entzieht sich unserer Kenntnis, da keinerlei Echtheitsbescheinigung der Nachkommen daran geheftet war, was oft erlaubt, die Provenienz zu rekonstruieren. Indessen weiß man, dass das Stück sich über mehrere Generationen hinweg in Privatbesitz befunden hat; der früheste bekannte Besitzer war der Französischlehrer Dr. Philipp Schifflin aus Barmen, der sich um 1840 im Umkreis von Friedrich Engels und Ferdinand Freiligrath bewegte. Dafür, dass das Manuskript dann doch von der Familie Schillers verschenkt worden sein könnte, spricht der Umstand, dass das Blatt am unteren Rand abgeschnitten worden ist, wie man an seiner Rückseite erkennen kann, wo sich gleichfalls Text aus »Don Karlos« befindet, der unmittelbar nach der Personenangabe »Karlos« abbricht:

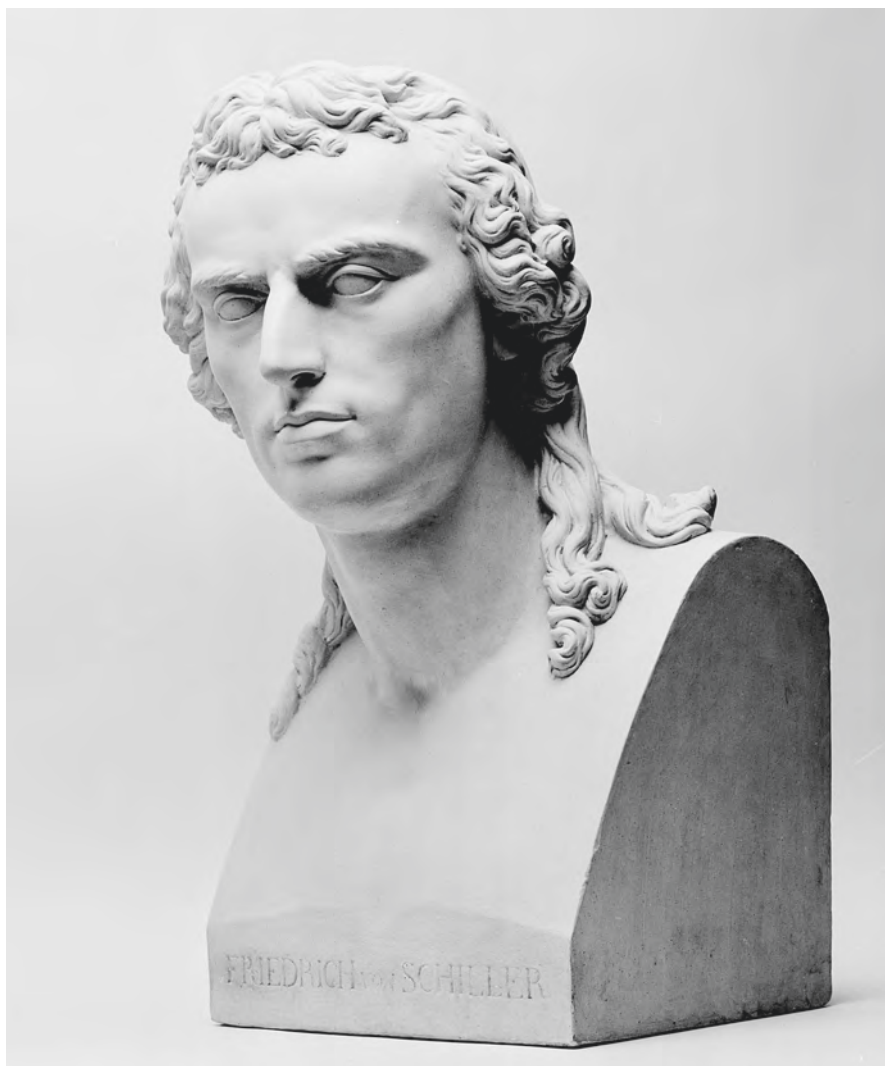
Erringen Sie ihn junger Held. Die Bahn  
Ist dieses hohen starken Kämpfers werth,  
Des Jünglings werth, in die Tugend  
So vieler königlichen Ahnen rollt.

Der Enkel

Des großen Karls fängt frisch zu ringen an,  
Wo andre Menschenkinder muthlos enden.  
Europa ruht auf weichem Frieden aus,  
Amerika schleift Ketten – für die Flagge  
Der Spanier ist keine Welt mehr da,  
Besiegen Sie den Wunsch – mich zu besitzen.

Ist Karlos umseitig schon von sich aus der Resignation verfallen, so wird sie hier von ihm eingefordert: die erotisch begehrte Stiefmutter und Königin fordert den Verzicht auf sein verbotenes Verlangen. Diese Textversion entspricht, von einigen Abweichungen abgesehen, der Thalia-Fassung von 1785; schon zwei Jahre darauf wurde die Stelle deutlich gestrafft. Auffällig ist die im dritten Vers gelassene Lücke. Schiller dachte, wie das vorangehende »in« verrät, wohl ursprünglich an das Wort »Adern«, etwa an eine Formulierung wie »in dessen Adern«, was allerdings rhythmische und metrische Probleme bereitet hätte. Für den Druck von 1785 schloss er die Lücke dann

mit einem bemerkenswerten Ausdruck, der in allen Fassungen Bestand haben sollte: »durch dessen Herz«. Somit stehen die beiden völlig unzusammenhängenden Stellen aus dem 2. und dem 5. Auftritt des ersten Aktes von »Don Karlos« in der Tat Herz an Herz auf den beiden Seiten des unscheinbaren Blättchens. Und von Herz zu Herz fühlt sich auch der schillerliebende Archivar angesprochen, wenn eine solche Handschrift, ein solches Rarissimum plötzlich verlockend zum Vorschein kommt. Sieht er indessen genauer auf das Objekt seiner Begierde, was muss er lesen: »Besiegen Sie den Wunsch – mich zu besitzen.« Die Antwort auf ein solches Ansinnen kann nur lauten: Niemals!



*Schiller-Büste von Johann Heinrich Dannecker*

